

Memorandum meines Lebens.

Dreihunddreißigstes Buch.

19. September 1834. Pistoja.

Während eines starken Regengusses verließ ich Neapel und bestieg das Dampfboot. Kanieri begleitete mich bis an den Molo, und wir hatten vorher noch das gemeinschaftliche Abenteuer, auszuglitschen und in den Kot zu fallen. Das Wetter klärte sich jedoch bald auf, und die Seefahrt war glücklich, obgleich der Wind uns beständig entgegen war. Ich litt nicht im mindesten von der See, wiewohl die meisten Passagiere sich mehr oder weniger übel befanden. Die Gesellschaft war recht erträglich. Mehrere Franzosen, die zugegen waren, verhielten sich größtentheils still, ein hübscher Schweizer Offizier aus Freiburg gab uns seine Ultragefinnungen und seine Hoffnungen für Heinrich V. zu erkennen. Ich hielt mich meist an einen jungen venetianischen Arzt Namens Antonio Marzin und an einen anderen Lombarden. In Civita Vecchia stiegen wir ans Land, um zu Mittag zu essen. Es ist eine höchst uninteressante Stadt, die gar nichts darbietet. Bloß der Anblick des Hafens und Kastells hat etwas malerisch Architektonisches. In Livorno kamen wir den zweiten Morgen an. Ich mußte mich einen Tag lang aufhalten, da man des Sonntags die Pässe nicht visiert. Den folgenden Tag nahm ich einen Platz nach Lucca. Von Pisa bis Lucca fuhr ich allein mit einem Piemontesen, mit dem ich auch den Campo-santo in Pisa und die anderen Merkwürdigkeiten besah. Ich sah die berühmten Malereien wieder mit vielem Vergnügen, wiewohl sehr flüchtig, da mein Reisegefährte gar keinen Kunstsinne hatte. Außerdem hatten wir einen jungen Schurken von Betturin, der uns auf der kurzen Reise vielen Verdruß machte. In Lucca waren die Wohnungen unverkündet teuer, da eben Madame Malibran¹⁾ einige Vorstellungen im Theater gab. Ich hörte sie im

¹⁾ Maria Felicità Malibran-Garcia (1808—1836). Die berühmte Bühnensängerin wetteiferte damals mit Henriette Sontag in England, Frankreich und Italien.

„Othello“¹⁾. Der Enthusiasmus war entseßlich, das Herausrufen und Wehen der Schnupftücher nahm kein Ende. Den anderen Morgen machte ich einen Spaziergang um die Stadt; die freundliche Lage von Lucca hat etwas wahrhaft Idyllisches. Leider konnte ich auch diesmal die Bilder im Palast nicht sehen, da die herzogliche Familie anwesend war. Nachmittags fuhr ich hierher, in diese kleine und anmutige Stadt, deren Kunstschätze ich nach sechs Jahren mit Vergnügen wieder sah. Des Abends ging ich in ein Kaffeehaus und las die französischen Zeitungen, einen Vorteil, den man bloß in Toscana genießt. Den folgenden Morgen, das heißt vorgestern, begab ich mich nach der nahen Villa Puccini, an deren Besitzer mir Ranieri einen Brief gegeben. Ich fand einen merkwürdigen jungen Mann, klein und bucklicht wie Leopardi, aber voll Leben und Rührigkeit. Die Villa, die er sich selbst gegründet, enthält sehr weitläufige Gartenanlagen, die freilich, in der Art des Auslands, manches Kleinliche und Geschmacklose in sich schließen, da man namentlich plastische Kunstwerke von Wert nicht so leicht herbeischaffen kann. Die Gegend ist überaus schön, und von den höchsten Punkten überfieht man das Schlachtfeld Catilinas. Puccini, beständig thätig und allen Arbeiten selbst vorstehend, sehr beliebt bei seinen Untergebenen, wohnt größtenteils in einem kleinen gotischen Kastell, das er sich angelegt hat und mit den Bildnissen großer Italiener, namentlich Florentiner, auf Glas gemalt, geschmückt hat. Er ist nicht ohne weibliche Gesellschaft, die jedoch nicht zum Vorschein kommt; das Volk betrachtet ihn jedoch in dieser Hinsicht als eine Art von Sultan. Auch wirft man ihm vor, einmal mit der Flinte nach der Madonna geschossen zu haben. In seinem halbdunklen Studierzimmer, das er den Caffè della Fenice überschrieben hat, beschäftigt er sich meist mit historischer Lektüre. Doch ist sein Sinn mehr aufs Praktische gerichtet; die Industrie Italiens zu beleben, scheint sein Hauptgedanke, und er baut sehr fest auf die Regeneration seines Vaterlandes. Gestern speiste ich bei ihm zugleich mit einigen liberalen Priestern, worunter Pietro Contrucci, der wegen politischen Verdachts ein paar Monate im Gefängnis saß. Er behauptete, daß sehr viele Priester von der Regierung gewonnen seien und die Verletzung des Beichtgeheimnisses zu den häufig vorkommenden Dingen gehöre. Ich hatte viel zu leiden, weil ich behauptete, Italien würde wahrscheinlich drei Jahrhunderte unter auswärtiger Herrschaft bleiben. Puccini las uns ein paar Briefe von Giordani²⁾ und den ersten

¹⁾ von Rossini (1816).

²⁾ Pietro Giordani (1774—1848), berühmter Prosaschriftsteller und später Prä-

Gefang eines Gedichts, das einer seiner Freunde verfaßt. Den Tag vorher gab mir Puccini die „Paroles d'un croyant“¹⁾ zu lesen, die gegenwärtig so viel Aufsehen machen. Ich habe mich jedoch nicht sonderlich daran erbaut.

1. Januar 1835, Florenz.

Mit dem verlaufenen Jahr kann ich insofern wenig zufrieden sein, als ich so viel als gar nichts hervorgebracht habe. Meine Reisen waren zum Teil daran schuld. Erst in der letzten Zeit habe ich wieder einige Komödienpläne hervorgesucht oder erdacht und auch eine dazu gehörige Parabase niedergeschrieben. Hier bin ich seit 20. September des vorigen Jahres. Der Herbst war schön, der verflossene Monat aber ungewöhnlich kalt; man konnte fast nie den Kamin verlassen. Unter anderem las ich den ganzen Aristophanes in der Bossischen Uebersetzung durch, vieles von Calderon, den „Saggio storico“ von Coco über die Revolution von 1799²⁾ und vor allem die „neapolitanische Geschichte“ des Generals Colletta³⁾, ein historisches Meisterstück, an dem ich mich höchlich erfreut habe. Eigentlichen Umgang habe ich leider gar keinen; doch mache ich mehrere Besuche. Zu Niccolini komme ich öfters, mit dem ich mich über poetische und philosophische Gegenstände immer sehr gut unterhalte, da unsere Denkungsart sehr übereinstimmend ist. Sodann gab mir Puccini Briefe an den Kupferstecher Jesi, einen Israeliten⁴⁾, und an Herrn Vieusseux, den Direktor des litterarischen Kabinetts, mit. Jesi ist ein für sein Fach sehr gebildeter Mann, der besonders politische Unterhaltung aufsucht. Bei Vieusseux ist jeden Donnerstag eine recht angenehme gelehrte Gesellschaft, in der ich ein paar interessante Bekanntschaften machte. Hierunter ist auch der Marchese Capponi⁵⁾, ein in vaterländischen Dingen sehr unterrichteter Mann. Im Anfang meines hiesigen Aufenthalts fand ich den hannöverischen Geschäftsträger Restner von Rom hier, mit dem ich unter

sident der Akademie in Florenz. In jenen Jahren jedoch heimatlos im oberen Italien herumziehend.

¹⁾ Paris 1834. Vom Abbé Lammenais, der mit diesem Buche aus einem Verfechter der Hierarchie ein solcher der kirchlichen Demokratie wurde.

²⁾ V. Coco, Saggio storico sulla rivoluzione di Napoli. 3 tom. Milano 1800 und öfter.

³⁾ Pietro Colletta, „Storia del reame di Napoli,“ 1834. Nach Collettas Tode (gest. 1831) von Capponi unter Molinis Namen herausgegeben.

⁴⁾ Samuel Jesi (1789—1853), Schüler Longhis, bekannt namentlich durch seinen Stich nach dem Gemälde Raffaels „Leo X.“ in der Galerie Pitti.

⁵⁾ Marchese Gino Capponi (1792—1876), bedeutender Geschichtsforscher; stand nachmals an der Spitze der wissenschaftlichen Sammlungen des Großherzogtums Toscana.

anderem auch Fiesole besuchte. Durch ihn lernte ich den Bildhauer Woltreck¹⁾ kennen, der sich längere Zeit hier aufhielt und auch mein Bild in Gips ausführte, als Medaillon.

13. März 1835. Florenz.

Der Winter ist leidlich, zum Teil auch sehr angenehm verfloßen. Ich habe die neun ersten Bücher von Guiccardini²⁾ durchgelesen, sonst mich viel mit griechischer Lektüre beschäftigt. Hierunter waren vorzüglich Theognis und Solon und einige andere Gnomiker, auch manches in der Anthologie. Auf dem Spaziergange las ich meist im Pinbar. Ich habe mich auch mit den italienischen Uebersetzungen dieses Dichters bekannt gemacht, die sehr mißlungen sind. Bücher habe ich vorzüglich vom Marchese Capponi entlehnt, der eine prächtige Bibliothek besitzt. Er war auch mehrmals bei mir, und da er etwas deutsch versteht, so habe ich ihm die neue Auflage meiner Gedichte geschenkt, auch einiges mit ihm darin gelesen. Es wurde mir noch außerdem mancher angenehme Umgang zu teil, und bei Vieusseux sah ich den Grafen Montalembert wieder, der jedoch nur auf kurze Zeit hier war. Ebenso wurde ich mit dem schwedischen Bibliothekar Schröder bekannt, der mir einiges über Atterboom mittheilte. Sodann wurde mir schon vor zwei Monaten ein junger Dichter aus Pistoja, Namens Luigi Tonti, vorgestellt, der auch einmal bei mir war und ebenso geistreich als liebenswürdig ist, nur daß er sich ein wenig in den Romantizismus verhauen hat. Puccini ist gleichfalls seit Anfang des Karnevals hier, und ich besuche ihn zuweilen in seiner herrlichen, am Arno gelegenen Wohnung. Er ist beständig von jungen Leuten umgeben, was etwas zeitraubend für ihn ist, denn er gefällt sich sonst in einer echten und nachahmungswürdigen Thätigkeit und nimmt gegenwärtig Stunden in der Physik. Bei Jesi traf ich einen Venetianer Namens Castelli. Da er geläufig deutsch spricht, so verlangte er etwas von mir zu lesen. Ich theilte ihm „Die Geschichte von Neapel“ und „Die Liga von Cambrai“ mit, und er schrieb mir bei der Zurückgabe einen deutschen, sehr anerkennenden Brief. Vorigen Montag machte ich die Bekanntschaft des Grafen Auersperg, Verfassers der „Wiener Spazier-

¹⁾ Franz Woltreck (1800—?) machte sich durch seine Porträtmedaillons berühmter Männer bekannt. Von ihm wurde 1836 Platens Büste für die Walhalla gefertigt.

²⁾ Storia d'Italia (zuerst 1561—64). Rosini gab sie Pisa 1819 in 10 Bänden neu heraus.

³⁾ „Anastasiu Grün“ (1806—76) hatte die Aufsehen erregenden „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ 1831 erscheinen lassen. Im Jahre 1836 schrieb und veröffentlichte er „Schutt“.

gänge“. Er war einige Tage hier und besuchte mich jeden Abend. Sein Umgang ist ungezwungen und angenehm. Vor allem muß ich erwähnen, daß ich die guten Frizzoni und Gündel wieder sah, welcher letztere seit letzten Herbst in Bergamo auf Besuch ist. Die Frizzoni haben ihren Vater verloren; der ältere hat sich im Herbst verheiratet und sodann eine Reise nach Neapel und Sizilien angetreten in Gesellschaft seiner Frau und seines Schwagers. Gündel und der jüngere Bruder wollten ihm entgegenreisen, um ihm die Nachricht selbst mitzuteilen; er hatte sie jedoch schon aus anderer Quelle erfahren. Sie beschloßen nun, ihn in Toskana abzuwarten, da sich seine Rückkehr verspätete. Leider waren jene beiden vierzehn Tage hier, ohne mich zu sehen, da man ihnen auf der Polizei gesagt hatte, ich sei schon im November nach Rom abgereist. Endlich begegnete ich, zu meinem großen Erstaunen, Gündeln am Lungarno. Friedrich Frizzoni wurde nun am anderen Morgen im Kaffeehause überrascht, und ich brachte nun noch acht Tage mit ihnen zu, welches die letzten des Carnevals waren, bis sie ihrem Bruder nach Siena entgegenreisten. Vor wenigen Tagen kamen sie zusammen hierher zurück, und diesen Vormittag sind sie wieder nach Bergamo abgegangen. Die Frau des Älteren ist sehr jung und liebenswürdig, sang auch ein paar meiner von Fugger gesetzten Lieder. Er selbst schien mir etwas kälter gegen mich als sonst, der Jüngere und Gündel waren sich gleich geblieben. Als ich gestern abend von ihnen Abschied genommen, ging ich noch zu Vieusseux, da es Donnerstag war. Dort fand ich den Doktor Gaye¹⁾, einen holsteinischen Philologen, der eine Kunstgeschichte schreibt und sich seit etlichen Jahren in Italien aufhält. Ich habe ihn früher in Neapel gesehen. Er ist mit Forchhammer und Milnes in Griechenland gewesen. Auch diesen letzteren sollte ich wiedersehen; er ist bereits seit ein paar Monaten mit seiner Familie hier. Ich lernte hierbei auch den alten Milnes kennen, ein höchst freundlicher Mann und noch in besten Jahren. Auch die Mutter ist noch nicht alt. Ich mußte ein paarmal mit ihnen speisen, und Milnes gab mir auch seine „Reise in Griechenland“²⁾ zu lesen, die recht gut geschrieben ist. Gaye brachte mir viele Grüße von Romagnoli in Siena, der, wie er sagte, sehr liebevoll meiner gedenkt. Endlich sind auch die Musen wieder bei mir eingekehrt. Ich schrieb

¹⁾ Joh. Wilh. Gaye (1804—40), der zu früh verstorbene Kunsthistoriker, war 1830 nach Italien gekommen und trieb in Florenz jene archivalischen Forschungen, die seinem „Carteggio inedito d'artisti dei secoli XIV, XV, XVI“ zu Grunde liegen.

²⁾ Richard Monkton Milnes, *Memorials of a tour in some parts of Greece*. London 1833.

bereits in diesem Monat den „Hymnus an Jagger“, das „Frühlingslied“ und den „Hymnus auf den Tod des Kaisers“. Das erste Gedicht, das ich für das beste halte, das ich je gemacht, habe ich zuerst Gündeln und dem jüngeren Frizzoni vorgelesen. Meine Lebensart während dieses Winters war, daß ich gleich nach dem Frühstück einen großen Spaziergang machte, sodann meist ins Lesekabinett und zu Tisch ging, und den Abend größtenteils zu Hause zubrachte. Unangenehm war mir das Allein-speisen, zu dem ich beständig verurteilt war.

26. April 1835. Neapel.

Ich verließ Florenz am 27. März, und morgen am gleichen Datum werde ich von hier nach Palermo abreisen. Zwar wollte ich von hier unmittelbar nach Sizilien; aber, wiewohl angekündigt, reiste doch die ganze Zeit über kein Dampfboot ab, und auch nach Kalabrien gab es keine Gelegenheit. In Livorno mußte ich ebenfalls ein paar Tage warten, schiffte mich jedoch schon am Dreißigsten vorigen Monats auf dem Meditteraneo, einem französischen Dampfboote, hierher ein. Die Gesellschaft war recht leidlich; am besten gefiel mir ein junger Schweizer aus Schaffhausen, Namens Amman. Auf den französischen Schiffen speist man à Table d'hôte, was ein geselliges Verhältnis begründet. Ich nahm übrigens wie gewöhnlich den zweiten Platz. Das Wetter war für die Jahreszeit außerordentlich günstig, und wir kamen den 1. April früh des Morgens hier an. Meine hiesigen Freunde, die mich entweder gar nicht oder nicht so bald erwarteten, habe ich überrascht. Ranieri, den ich zu Hause nicht traf, wartete ich im Toledo ab, als er nach der Trattoria ging. Er ist eifrig mit historischen Studien beschäftigt und gibt gegenwärtig eine „Geschichte von Neapel“ in Heften heraus. Leopardi fand ich, wie es scheint, etwas heiterer. Er gedenkt eine neue Auflage seiner unterdes vermehrten Gedichte zu veranstalten. Auch Meyer von Kinteln traf ich noch hier an, den ich seit Bologna nicht mehr gesehen hatte. Er ist erst diesen Morgen abgereist, und zwar nach Paris, um seine allgemeine Theorie der Sprache zu vollenden. Bei Haller habe ich mehrere angenehme Abende zugebracht. Mittags war ich immer mit Ranieri zusammen. Er hat angefangen, deutsch zu lernen, da er es, seiner historischen Studien wegen, für nötig hält. Ich habe ihm ein Exemplar meiner Gedichte geschenkt.

Wir hatten übrigens einen rauhen, unfreundlichen Frühling, der wenig zum Spaziergehen einlud, so daß ich, außer der Villa reale, kaum wohin gekommen. Gleich am ersten Abend meiner Ankunft erfolgte ein

bedeutender Ausbruch des Vesuv. Auf meinen Spaziergängen habe ich meist Pindar gelesen, und bloß diesen und die Odyssee nehme ich an Büchern mit nach der trinakrischen Insel.

29. Mai 1835. Palermo.

Es war gestern ein Monat, seit ich auf dem real Ferdinando hier gelandet. Das Wetter war schlecht und die Reise ungünstig, ich hatte die Seekrankheit wie fast alle. Die Ansicht Palermos von der See aus war jedoch trotz des Wetters außerordentlich schön. Sonst ist sie in keiner Beziehung mit der von Neapel zu vergleichen. Uebrigens hat man vom Monte Pellegrino, vom Palast der Zisa und von Monreale aus schöne Ansichten der Stadt, der fruchtbaren Gegend und der kahlen Gebirge. Ein hübscher Spaziergang ist die Flora, wiewohl sie wenig Schatten gewährt. Noch viel weniger die übrigen Spaziergänge, die bloß aus Blumengärten bestehen. Ich war auch in Mcamo und besuchte von dort den Tempel von Segesta. Auch jene Gegenden zeichnen sich durch Baumlosigkeit aus, haben aber doch ihren eigenen Reiz. Ueberhaupt macht Sizilien den Eindruck der Neuheit. Dasselbe ist bei den Menschen der Fall; man sieht sehr viele schöne Gestalten und höchst interessante Physiognomien. Der Dialekt ist unverständlich, aber sehr reizend, wenn er rein gesprochen wird, was jedoch selten geschieht. Man hört gewöhnlich einen unangenehmen Mischmasch. Die Fremden sind beliebt und werden zuvorkommend behandelt. Die beständigen Prellereien von Neapel scheint man hier nicht zu kennen. Trägheit und gänzlicher Mangel an Kunstfleiß ist der Nationalfehler, wie die Habsucht in Neapel. An Bettlern wimmelt es. Die Stadt selbst bietet wenig dar; doch hat sie immer noch schönere Sachen aufzuweisen als Neapel. Hierzu gehört vorzüglich die Kapelle Rogers im königlichen Palast, die ganz erhalten ist, und in welcher der Gottesdienst, der hier überhaupt viel Eigentümliches hat, eine außerordentlich schöne Wirkung hervorbringt. Der Dom ist inwendig ganz verdorben, und die Kaisersärge haben eine traurige Umgebung. Die Kirche Della Martorana, gleich der Kapelle Rogers ganz mit Mosaik bedeckt, ist zur Hälfte noch im alten Zustande. In ihr auch das Bildnis Rogers mit der Inschrift: „Ροβερτος ρηξ“; abermals ein Beweis für die erasmische Aussprache. Die kleine Kirche S. Giorgio aus dem Quattrocento ist ganz gut erhalten. Der Dom von Monreale, ebenfalls ganz mit Musivarbeiten ausgelegt, sehr merkwürdig; der Form nach schöner als die anderen griechischen Kirchen in Palermo, Venedig, Ravenna. Ich sah auch das Kloster S. Martino in einer einsamen Berggegend. Großer

Xurus der Mönche, prächtige Treppe mit mythologischen Malereien, Gärten, Springbrunnen, Bequemlichkeiten aller Art. Das Museum, das einen Namen hat, will wenig sagen. Ein schöner Cicerokopf als Bassorilievo fiel mir auf. Schäßige Löwen und Krokodile. Die Klosterbibliothek in einem kühlen, prächtigen Lokal, geschmückt durch eine Herodias von Dominichino. Ich wohne hier in der Locanda di Catania recht gut und billig und esse in einer Trattoria, der einzigen, die in Palermo genießbar ist. Des Morgens war ich meist in der Flora, um im Pindar zu lesen.

„Valgami il lungo studio e'l grande amore
Che m'ha fatto cercar lo tuo solume!“ [204]

In der That wurde ich hier von den Musen begünstigt. Außer einem Gedicht in Anapästien entstanden zwei Festgefänge, einer an die Herzogin von Leuchtenberg über den Tod ihres Sohnes, wovon ein paar Strophen schon in Neapel entstanden. Das Metrum ist aus einem Fragment des Pindar entlehnt; das Versmaß des anderen, „Gestirnerleuchtete Nacht“, ist von meiner eigenen Erfindung. — Morgen reise ich zu Wagen nach Catania ab.

6. Juni 1835. Catania.

Die fünftägige Reise ist wohl glücklich, aber keineswegs erfreulich abgelaufen. Die Gesellschaft hätte kaum schlechter und plebejischer sein können. Zwei Schmeerbäuche, wovon der eine, der neben mir saß, ganz unförmlich war. Er trug die Kleidung eines Matrosen, war jedoch ein Kaufmann aus Partana. Der andere Wanst war ein Neapolitaner und Verwalter eines Herzogs, übrigens ein sehr redlicher alter Mann. Der Kaufmann, wenn seine ekelhafte Gestalt, die dabei übermäßig viel Platz einnahm, nicht gewesen wäre, würde zur Unterhaltung beigetragen haben, denn er war nach alter Weise sehr belesen in Fabeln und Legenden, die er beständig vortrug. Wegen des Dialekts verstand ich freilich kaum die Hälfte. Er hatte einen Schwiegersohn bei sich, ein wahres Satyrgeßicht, wie es die Alten zu bilden pfl egten, und überdies im Kabriolett seinen Sohn, der sich bald als ein ausgelernerter Taschendieb kundgab, indem er bei Nacht dem Neapolitaner die goldene Uhrkette stahl, die er jedoch wieder herausgeben mußte. Er hatte das widerlichste Gesicht von der Welt, und ich hatte die Ehre, fünf Tage lang mit ihm an einem Tische zu essen. Der Vater schien übrigens ein höchst ehrlicher und frommer Mann. Bigott war die ganze Gesellschaft bis aufs äußerste, der Taschendieb nicht ausgenommen, der beständig gegen Luther loszog, da er mich, als Nordländer, im Verdacht der Ketzerei hatte.

Daß Essen und Nachtquartier herzlich schlecht waren, braucht man kaum zu erwähnen, bloß Ballelunga machte eine Ausnahme, wo wir einen recht guten Gasthof fanden. In Regalbuto war es erträglich. Die sizilianischen Wagen selbst ermangeln aller Bequemlichkeit; der unsere hatte nicht einmal Taschen am Schlag.

Was Natur und Kunst betrifft, so bietet diese Reise nur wenig dar. Oft führt sie durch unermessliche öde Strecken, von einzelnen Däsen unterbrochen, die allerdings sehr üppig sind. Es ist jetzt auch die Blütezeit des Kaktus, die gewöhnlichste Pflanze Siziliens. Die Lage von Musulmeri mit einer alten Burg ist reizend. Auf den Höhen von Castrogiovanni erscheint zum erstenmal „*νιφόρεος Ἀίτνα, πάτερης χιόνος ὄξεις τρύφα*“ ¹⁾. Er macht einen eigenen Eindruck in einer so südlichen Insel. Sehr hübsch ist die Lage von Cionforte, ein solid gebauter, an einem Bergabhang gelegener Ort; am Fuße des Berges ein herrlicher Brunnen, der aus vierundzwanzig Röhren das reinste Wasser spritzt. Dabei eine Allee von alten Ulmen; höchste Seltenheit in Sizilien, bejahrte Bäume, die nicht einmal Fruchtbäume sind, zu finden. S. Filippo d'Argirò liegt zuckerhutförmig auf einem Bergfegcl; Regalbuto ebenfalls hoch und freundlich. Paternò bietet nichts mehr dar, der Aetna verödet alles, und trotz der Kaktuswälder haben diese Gegenden ein sehr trauriges Ansehen. Man kann kaum sagen, daß die Lage von Catania schön sei; die ungeheuren Lavamassen, die sich bis ans Meer hinausfirecken, geben der Stadt ein melancholisches Ansehen und kontrastieren sehr mit der ganz modernen, nichtsagenden, geschmacklosen Bauart. Der ungeheure Luxus des Benediktinerklosters übertrifft noch weit jenen von S. Martino. Die Altertümer sind sehr zerstört und verschüttet, das Theater aber doch interessant. Durch dasselbe fließt seit drei Jahren der Fluß Amenès, dessen Pindar in der ersten Pythischen erwähnt. Unterirdisch ist er bereits seit 1669, sichtbar bloß bei seinem Ausfluß ins Meer. Dort ist ein kleiner öffentlicher Spaziergang, Versammlungsort der Catanesen. Diese scheinen ein recht freundliches, gegen Fremde zuvorkommendes Völkchen; doch sieht man nicht mehr die schönen Formen von Palermo. Die Tracht der Frauen ist reizend durch ihre langen, schwarzen, seidenen Schleier, die die ganze Gestalt einhüllen.

14. Juni 1835. Taormina.

Ich habe hier eine schöne Woche zugebracht und werde morgen nach Messina abreisen. Die hiesige Natur entspricht den schönsten Gegenden

¹⁾ Pind., Pyth. I. 37, 38.

Platens Tagebücher. II.

am Golf von Neapel; man findet Sorrent und Amalfi wieder und vielleicht noch mehr dazu. Auch habe ich hier eine Elegie und zwei Hymnen gedichtet, auch die letzte Hand an den Festgesang auf den Tod des Kaisers gelegt, mit dem ich nicht ganz zufrieden war¹⁾. Dies alles großenteils im antiken Theater umherwandelnd. Nächstdem wohne ich äußerst angenehm bei einer braven Familie, die mir Zahn empfohlen hat. Es ist eine Witwe mit ihren Kindern; sie heißt Concetta Cacciola.

In Catania hat es mir recht eigentlich mißfallen, wiewohl ich dort ziemlich viele Bekanntschaften machte; denn in einer solchen sizilianischen Stadt braucht man bloß einen zu kennen, wenn man gleich eine ganze Schar um sich her haben will. Ein halbes Duzend junger Leute begleitete mich in das Museum Viscari und ins antike Theater; aber ihre Unwissenheit ist im ganzen doch zu groß, um viel mit ihnen verkehren zu können.

19. Juni 1835. Messina.

Ich befinde mich hier seit Fünfzehnten abends. Die Stadt ist nicht sonderlich interessant, die Lage allerdings ausgezeichnet. Bei schöner Abendbeleuchtung hat man die kalabresischen Küsten ganz nahe vor den Augen. Die Reise hierher von Taormina hat einige schöne Punkte, namentlich das Kastell S. Messio. Gestern sah ich hier das Fronleichnamsfest. Die Prozession, ein paar lächerliche Kostüme und ein Schiff von Silber ausgenommen, das sie herumtragen, hat nichts Eigentümliches und zeichnete sich durch einen Mangel an Andacht aus, der selbst in Italien auffallen würde. Bei Tische machte ich die Bekanntschaft eines württembergischen Architekten, der mir Grüße von Haller brachte. Wir gingen dann zusammen nach der äußersten Spitze des Pharus, zwei gute Stunden von hier. Die Aussichten sind sehr schön; Scilla liegt so nahe, daß man die Häuser zählen könnte. Westwärts sieht man den Stromboli rauchen, eine ganz kleine Insel von der Form des Vesuv. Vor sich hat man das ungeheure Kap Vaticano, das man für eine große Insel hält, so sehr tritt es über die Küstenlinie von Italien hervor. Der Weg führt meist durch Hecken von Aloen, von denen die meisten ihre Blütenstengel getrieben hatten. Wir kamen spät zurück, überall waren, des Festes wegen, Freudenfeuer aufgeschürt, die Fischer und Landleute tanzten. Hier wie in Taormina ist der Menschenschlag im ganzen sehr häßlich, und man sucht die neapolitanischen Gesichter umsonst.

¹⁾ „Im Theater von Taormina“; „An die Brüder Frizzoni“ und „An Hermann Schück“.

23. Juni 1835. Monteleone.

Ich verließ Messina am Neunzehnten abends und fuhr in einer eigenen Barke nach der Vaterstadt des Jbykus hinüber, wo ich mit Sonnenuntergang ankam. Die Aussichten sind schöner unterwegs, als in Reggio selbst; gleichwohl ist die Lage dieser Stadt sehr reizend und hat Aehnlichkeit mit Neapel, da der Aetna die Stelle des Besuws vertritt. Sonst ist die Stadt sehr unbedeutend und trägt noch die Spuren der Verwüstung von 1783. Ein schöner Brunnen am Meer, in unseren Tagen renoviert, ist bemerkenswert. Der Portikus, der damit vereinigt ist, dient als Ruheplatz und Aussichtspunkt. Der ältere Brunnen von 1571 trug die Aufschrift:

„Fonte sub hoc Siculi fugiens incendia montis
Nunc Arethusa latet, Nympha perennis aquae.“

Erst den anderen Nachmittag reiste ich von Reggio ab, da der Intendant nicht früher aufstand, um den Paß zu unterschreiben. Ich konnte daher bloß bis Scilla kommen. Die dortigen Felsen, wiewohl sehr verkleinert, tragen noch immer die wunderlichen Formen der Vorzeit; über ihnen liegt das schroffe Kastell. Der Weg von Reggio zeichnet sich wohl durch Fruchtbarkeit aus, da er aber durch ein angeschwemmtes Sandland führt, ist er weniger anziehend, als er vermöge der südlichen Lage sein könnte. Erst vor Scilla tritt das Gebirge wieder ans Meer heran. Der Wein ist am Abhang der Hügel in Lauben gezogen oder flach an Stöcken, wie in Sizilien. Ich hatte ein durch Flühe sehr beunruhigtes Nachtquartier, mußte mich jedoch über die Ehrlichkeit des Wirts verwundern, wie dies auch in Reggio der Fall war. An letzterem Orte ist der Menschenschlag noch so häßlich wie in Messina; von Scilla an bis hierher scheint er sich fortwährend zu verbessern.

Zu Esel war ich in Scilla angekommen, auf einem Maultier verließ ich es am Einundzwanzigsten früh, um nach Palmi zu gehen, wo ich abermals die Nacht zubrachte. Bis Bagnara ist der Weg sehr schön und führt größtenteils an der See hin. Bagnara ist das Land des Ueberflusses, die Natur erscheint dort in größter Ueppigkeit. Dort traf ich auch die ersten Feigen in diesem Jahr, die als Frühstück willkommen waren; denn Milch findet man hierzulande nirgends in den Kaffeehäusern. Von Bagnara, bis wo die große Heerstraße ganz ausgebaut ist, führt dieselbe hoch über das höchste Gebirg, und der Weg wird ziemlich einförmig. Doch fehlt es nirgends an Vegetation, wie in Sizilien; die Felsen sind mit Kastaniengebüsch bedeckt. Endlich steigt man in die herr-

lichen und riesenhaften Delwälder von Palmi hinunter. Die Stadt selbst ist ganz unbedeutend, und der Wirt, bei dem ich wohnte, war ein Spitzbube. Ich stieg gegen Abend ans Meer hinab, ein weiter und beschwerlicher Weg; die Hitze war grenzenlos, und ich wünschte ein Bad zu nehmen. Aber das Vorgebirge tritt hier unmittelbar ans Wasser; alles liegt hier voll ungeheurer Granitblöcke, und ich hatte nicht Lust, mir die Füße zu schinden, bis ich eine schwimmbare Stelle erreicht hätte. Daher begnügte ich mich mit einem Fußbade.

Gestern am frühen Morgen verließ ich Palmi zu Esel. Man überschreitet bald einen ziemlich beträchtlichen Fluß, den mein Führer Petracchio nannte, und der auf der Karte Marro heißt. Er verpestet die Umgegend, das Thal aber, das er bildet und in das man auf der Brücke hineinblickt, ist außerordentlich reizend. Der große Wald von Rosarno gewährt keinen Schatten mehr, da er der Räuber wegen zu beiden Seiten der Straße ganz gelichtet ist. Rosarno, ein trauriger, auf der Höhe gelegener Ort, ist abermals von einem herrlichen Delwalde umgeben. Man kommt bald in das Flußthal hinab. Der Rosarno oder, wie er auf der Karte heißt, die Mesima, schlingt sich durch dichte, prächtige Haine, ist aber so menschenöde als der Marro, da er ebensosehr die Luft verdirbt. Lang, ermüdend, einförmig ist nun der Weg bis Mileto, ein glühender Scirocco machte ihn vollends unerträglich, besonders bei ganz nüchternem Magen. Mit äußerster Sehnsucht erwartete ich die Thürme von Milet; aber diese einst so berühmte Stadt ist längst in ein elendes Dorf verwandelt. Selbst die Lage ist nicht sonderlich, wiewohl sie, durch Anbau und Landhäuser verschönert, reizend mag gewesen sein. Die Schenke bot wenig Trost dar; nicht einmal ein Tropfen Wasser war im ganzen Orte zu haben; doch gab es Wein und gefrorenen Schnee. Zu diesem erhielten wir Kirichen, Aprikosen und etwas Brod, womit denn die Mahlzeit beschloffen war. Viele Gendarmen waren im Wirtshause, wie überhaupt in diesen Gegenden. Ein Gewitter zeigte sich endlich, um die Hitze zu mäßigen, verzog sich aber aufs neue, und wir setzten unseren Weg fort. Er ist bis hierher ziemlich abwechselnd und geht fast immer bergan. Monteleone erscheint am Abhange eines Hügels, das Kastell auf der höchsten Spitze. Kurz vorher, ehe man die Stadt befritt, sieht man das Meer wieder unter sich, das bisher immer von Kap Vatican bedeckt war. Es ist bloß vier Millien von hier entfernt, der Pizzo sechs. Kaum war ich im Wirtshause angekommen, so brach das Gewitter los, und ein ungeheurer Platzregen erfolgte. Der Sohn des Wirts, der ein Maler ist, führte mich später in einige Kirchen.

Im Dom ist eine schöne Statue über dem Hochaltar, die Madonna mit dem Christkind, die Stellung ist äußerst reizend, die Madonna voll Ausdruck. Diesen Morgen stieg ich aufs Kastell; doch war die Aussicht zum Teil noch getrübt, sonst sieht man bis zum Aetna. Die umherliegenden Thäler sind recht schön.

25. Juni 1835. Monteleone.

Da ich den Postwagen abzuwarten hatte, der heute nach Cosenza geht, so konnte ich den gestrigen Tag zu einem recht reizenden Spaziergange nach Pizzo benutzen, das bloß zwei Stunden entfernt ist. Es waren den Tag über häufige Strichregen, doch kam ich noch ziemlich trocken durch. Man steigt von hier beständig abwärts und genießt den Anblick der Küsten und des nahen Raps Zambrone, wo Briatico liegt. In Pizzo ist ein schmutziges, aber durch seine schöne Lage auf einem Felsen am Meer recht freundliches Städtchen. Man sieht die verhängnisvolle Stelle, an der König Joachim gelandet, und das kleine Kastell, wo er vierzehn Tage gefangen saß und erschossen wurde¹⁾. In der Kirche wird die dreifarbigte Fahne gezeigt, die er in der Hand trug. Sein Grab sucht man vergebens; denn wiewohl es sich im Dom befindet, so wurde er doch ohne alle Auszeichnung in die allgemeine Grube geworfen. Auf dem Hauptplatz steht die Bildsäule Ferdinands, wenigstens besser gearbeitet als die in Messina. Das Städtchen war recht belebt, da es Festtag war. Ich speiste sehr gut und wohlfeil in einem Wirtshäuschen, wo sich, wie gewöhnlich in diesen Gegenden, viele Gendarmen befinden. Die Provinzen von Catanzaro und Reggio sollen jetzt ganz ruhig sein, da man vor wenigen Tagen die letzte Räuberbande zerstört hat; die Kalabresen jedoch in der Provinz Cosenza zeichnen sich noch immer durch Blutgier und unersättliche Rachsucht aus.

27. Juni 1835. Cosenza.

Vorgestern nach Tisch verließ ich Monteleone, nachdem ich unverhoffterweise noch einen Platz im Postwagen bekommen hatte, und gestern nachmittag langten wir hier an. Die Gesellschaft war leidlich. Die Straße führt nahe am Pizzo vorbei und wird dann besonders reizend, wiewohl die Luft am Golf der heiligen Euphemia sehr schlecht ist. Doch sieht man schöne Zitronengärten und zu beiden Seiten der Landstraße die herrlichsten Myrtengebüsche, die mir bis jetzt vorgekommen. Um Mitternacht erreichten wir Teriola, den höchsten Punkt, wo beide

¹⁾ Am 8. Oktober 1815 gelandet, am 13. Oktober erschossen.

Meere sichtbar sind. Der Weg bis hierher ist dann durchaus hügelig, aber außerordentlich schön, namentlich die Umgegend von Scigliano. Große Eichenbäume, herrliche Kastanienwäldchen erstrecken sich bis in die tiefen Thalschluchten hinunter; es fehlt weder an Oliven noch an Wein, doch wird der letztere noch, wie in Sizilien, zu ebener Erde gezogen. So schlängelt sich die Landstraße durch eine reiche Mannigfaltigkeit von Grün, bis man das Kastell von Cosenza gewahr wird. Die Lage ist allerdings sehr anmutig; aber die steile, schmutzige Stadt häßlich genug. Da in dem besseren Wirtshause kein Platz war, so mußte ich mich mit dem schlechteren begnügen, wo jedoch der Busento unter meinen Fenstern vorbeifließt, der sich unweit davon mit dem Crati vereinigt. Die Aussicht vom Kastell ist die einzige der hiesigen Merkwürdigkeiten. Ein Gendarm führte mich herum, denn es wird von diesen Truppen im Sommer bewohnt, da die Luft in der Stadt zu schlecht ist. Der Dom hat eine renoviert gotische Fassade; im Innern ist er, wie gewöhnlich, ganz verdorben.

30. Juni 1835. Diamante.

Den Achtundzwanzigsten früh morgens verließ ich Cosenza, und da der Weg bis Paola sehr unsicher ist, so hatte ich von großem Glück zu sagen, daß in demselben Wirtshause ein Zollbeamter wohnte, der an demselben Nachmittage mit bewaffnetem Gefolge abreiste und dessen Gesellschaft ich mir zu nütze machte. Da es Sonntag war, so mußte die Messe irgendwo gehört werden, und unsere Karawane machte einen Abstecher in einen Weiler oder vielmehr Meierhof, wo sich ein kleines, höchst armseliges Kirchlein befand und ein junger Priester bereitstand, uns zu bedienen. Natürlich mußte ich auch von der Partie sein, hielt mich aber, wie viele andere, außerhalb der Kapelle, in welcher nur für wenige Individuen Raum war. Die Scene war höchst malerisch; der treuherzige Ton des Priesters, der kleine Ministrant, ein paar Bauernweiber, der dicke Zollbeamte in der Mitte, außerhalb der Kirche die Eseltreiber, die bewaffneten Kalabresen, alle knieend, machten zusammen einen eigentümlichen Eindruck. Der Ritus dieser Gegenden ist ebenfalls nicht ohne Eigenheiten. Die Messe begann mit einer lateinischen Vitanei, die der Priester vorbetete. Mitten in der Messe sprach der Priester hierauf ein Gebet in italienischer Sprache, das ebenfalls von der Gemeinde nachgesprochen wurde.

Die Gegend, bis man den höchsten Punkt des Gebirgs erreicht, ist außerordentlich schön durch die herrlichen Kastanienwälder, die sich nach allen Seiten ausdehnen. Mitten darin liegt S. Filo, ein ziemlich hübsch

gebautes Räuberneſt. Die Straße iſt mehr oder weniger fahrbar bis Paola, minder reizend jedoch der jenseitige Abhang des Gebirgs bis ans Meer. Die Eiche tritt nun an Stelle des Kaſtaniensbaums. Paolo liegt freundlich, beſonders von der See aus geſehen. Es hat einen hübschen Platz und eine Allee vor dem Thor, die übrigen Straßen ſind dergestalt eng und abſchüſſig, daß ſie nicht für menſchliche Weſen gemacht ſcheinen. Ich fand einen recht guten Gaſthof und einen ehrlichen Wirt, der, in Città della Pieve zu Hauſe, durch die Zeitumſtände bis nach Paola geſchleudert wurde. Er war früher Kammerdiener beim General Miollis¹⁾ in Rom. Er bedauerte ſehr, ſeinem talentvollen Sohn keine Erziehung geben zu können, da die öffentlichen Lehrer in Paola kaum zu leſen im ſtande ſeien. Nach Tiſche beſuchte ich das Kloſter des heiligen Franziskus von Paola, das vom Orte etwas entfernt über eine von Eichen umgebene Waldſchlucht gebaut iſt, durch die ein Bach fließt. Mit dieſer Wildnis kontrastieren ſehr die Zitronenbäume des Kloſtergartens. Die Kirche iſt beſonders im Innern ungeheuer geſchmacklos. Im Chor hat ſich der Reſt einer alten Frefſe erhalten. Des Abends konnte ich endlich ein Seebad nehmen; das Waſſer war ſehr warm, obwohl das Meer ſtürmiſch war.

Am anderen Morgen nahm ich abermals einen Eſel, um bis Belvedere zu reiten; der Weg iſt beſchwerlich, da er immer im Meerſand fortführt. Bis Cetraro erſcheint er ziemlich einförmig; die Hügel ſind bald mit Rohr oder Maſtig bewachſen, bald auch angebaut. Foſcalbo liegt freundlich, die Lage von Cetraro iſt vorzüglich ſchön, die ſteile Stadt aber winklig und abſcheulich, daß einem davor grauen möchte. Man ſieht übrigens, wenigſtens unter den Frauen, wieder hübsche Geſichter, denn der Menſchenſchlag von Coſenza iſt außerordentlich häßlich. In Cetraro wollte ich zu Mittag eſſen, konnte aber vor Rauch kaum in der Taverne bleiben, wo mir gleich angekündigt wurde, daß es nichts zu eſſen gäbe. Endlich fanden ſich doch noch ein paar kleine Sardellen, die ich mit dem kleinen Eſeltreiber theilte, der nichts als ein Hemd auf dem Leib hatte. In Cetraro wie in ganz Kalabrien wird ſehr viel Seide gewonnen, und man begegnet überall den Buden oder Hütten, in denen ſie abgeſotten und gehaspelt wird. Der Weg bis Belvedere wird nun abwechſelnder, da man nicht immer im Sande bleibt, ſondern von Vorgebirge zu Vorgebirge klimmen muß. Das letzte derſelben mit einem

¹⁾ Der franzöſiſche Gouverneur des Kirchenſtaats, welcher Pius VII. Gefangen-
nahme und Wegführung bewirkte und 1814 nach Frankreich zurückkehrte.

großen Wohnhause ist besonders reizend. Herrliche Myrten- und Mastixhecken, wiewohl nicht so prächtig wie am Golf von S. Euphemia. Kaktus und Aloe sind seltener, letztere etwas verkrüppelt. Der Lebensbaum kommt sehr häufig vor, namentlich auf dem Wege von Belvedere hierher. Ehe man den letzteren Ort erreicht, nimmt die Gegend einen ganz eigenthümlichen Charakter an. Statt des Kalkgebirgs drängen sich schroffe Sandberge an den Strand, aus deren zackigen Vertiefungen verschiedene kleine Wasserfälle herabstürzen. Belvedere liegt auf einem Fels und rechtfertigt seinen Namen, da es die Aussicht nach allen Seiten frei hat. Hinter dem Fels heben sich die höchsten Apenninengipfel empor. Man sieht den Golf von Policastro und das Kap Palinuro; man sieht die lachendsten Thäler und das hohe Meer auf der anderen Seite. Der Aufstieg von der Marine bis in die Stadt ist ziemlich beträchtlich. Als ich oben war, wo fast niemals ein Fremder erblickt wird, ward ich nicht wenig betrachtet, und zwei Priester bemächtigten sich meiner, die mich um das Städtchen herumführten und mir die schon erwähnte Aussicht zeigten. Bald aber rottete sich das Volk zusammen, und der eine Priester, der bei mir geblieben, sagte mir: „Se le vostre carte non sono in regola, farete meglio di andarvene.“ Gleich darauf kam auch ein Mann auf mich zu, der mir den Paß abforderte, denselben zum Syndikus trug, ihn dann aber ziemlich beschämt wieder zurückbrachte. Von dieser Art Gastfreundschaft gegen einen Spaziergänger (denn meine Sachen waren an der Marine geblieben, wo ich wohnte) nicht sonderlich erbaut, verließ ich sogleich das Städtchen, das in seinem Innern ebenso abscheulich ist, als die Aussicht, die man genießt, wenn man außerhalb herumgeht, reizend. Ein schöner Aufenthalt, wenn ein Unterkommen und eine etwas geschliffenere Bevölkerung zu finden wäre. In Paola hatte man mir die Taverne an der Marine als die beste und einzige gerühmt; doch ist es nicht wohl möglich, daß ich in dem Städtchen selbst nicht eine bessere gefunden hätte; denn sie übertraf, dem Aeußeren nach, die ärgsten Räuberhöhlen, die man auf dem Theater abzubilden pflegt. Die Zechen des Wirts war jedoch sehr billig und ließ mich für die schlafloseste Nacht meines Lebens nur ein Karlin bezahlen; denn das Ungeziefer war unermesslich, und dabei brauste das stürmische Meer die ganze Nacht durch. Ich hatte eine lederne Decke und meinen Mantel auf das Bett gebreitet, um wenigstens liegen zu können. Daß ich hier etwas besser daran bin, geht schon daraus hervor, daß ich einen Tisch habe, wo ich dieses schreibe, woran in Belvedere nicht zu denken war. Ich ging früh morgens zu Fuß hierher und ließ meine Sachen nachtragen. Der Weg

ist beschwerlich, da er sich beständig im tiefen Sande längs des Wassers hinzieht; doch war der Anblick des wildbewegten Meeres sehr schön. Von meinem kleinen Eseltreiber, den ich bis Belvedere hatte, will ich noch etwas erzählen. Ehe man an letzteren Ort gelangt, sieht man unweit des Wassers ein recht schönes Kastell, dessen vier alte Ecktürme mit moderner Architektur und einer schönen Loge ausgefüllt sind; die Lage ist sehr anmutig. Ich fragte den Jungen, was es für ein Gebäude wäre, worauf er mir erwiderte: „E un convento.“ Als ich zu wissen verlangte, welchem Orden das Kloster angehöre, sagte er: „E un convento di Gendarmi!“ Der Dialekt von Belvedere übertrifft an Schußlichkeit alles, was ich bis jetzt gehört habe. Die bisherigen kalabresischen Mundarten hatten alle noch viel Sizilianisches.

2. Juli 1835. Maratea.

Ich blieb einen Tag in Diamante, da in Scalea, wo ich hätte übernachten müssen, schlechte Luft ist, und weil mir das Dertchen, denn es hat nicht mehr als 1500 Seelen, recht wohl gefiel. Auch das Wirtshaus war leidlich und die Wirtsleute die ehrlichsten von der Welt. Mein Zimmer hatte den einzigen Fehler, daß es der unterhalb befindlichen Küche zum Rauchfang diente, mit der es durch eine Fallthür in Verbindung stand. Diamante liegt recht reizend auf einer Landzunge, auf der sich auch ein schönes, aber ganz in Verfall geratenes Schloß befindet. Bloß der obere Teil wird als Telegraph benutzt. Leider konnte ich kein Seebad nehmen, da das Meer noch immer stürmte. Unweit Diamante sieht man das verlassene Städtchen Girella mit der gleichnamigen Insel, die der Umgegend sehr zum Schmucke gereicht. Sie ist unbebaut, aber mit einem Wachturm versehen.

Den anderen Morgen reiste ich auf einem Maultier ab, nachdem ich die kleine Strecke von Belvedere nach Diamante zu Fuß zurückgelegt. Der Weg nach Scalea, der beinahe einförmig zu nennen ist, führt am Meerufer hin, dessen Sand hier jedoch etwas mehr Konsistenz hat. Dafür ist die Gegend voll stehender Gewässer, die die Luft verpesten. Hierzu kommt noch der Lao, ein sehr bedeutender Küstenfluß, der sich hier ins Meer ergießt. Im Winter mag er nicht wenig gefährlich sein, denn an Brücken ist hierzulande nicht zu denken. Mastix und Myrtengebüsche bedecken jene Küstenflächen. Scalea liegt auf einer Anhöhe, die aber zu niedrig ist, um die schlechte Luft abzuhalten. Ohne Schifffahrt, in einer Gegend, die nicht einmal fruchtbar genannt werden kann, ist es ein schwer begreiflicher Aufenthalt. Uebrigens sah ich dort eine vorzüglich schöne

Palme; auch werden die Aloen wieder häufiger. Viele hatten den Blütenstengel bereits getrieben. Bei Scalea verläßt man das Ufer und muß die steinigten Berge hinaufklettern. Bald führt der Weg jedoch durch die üppigsten Hecken, die mir jemals vorgekommen. Mastix- und Rosmarinstauden, Aloen und Brombeeren, Eichenholz und Myrten, die gegenwärtig in der Blüte stehen, verschlingen sich auf das mannigfachste, zu beiden Seiten herrliche Delberge. In dieser schönen Region stießen wir auf eine große Schlange, die von den Landleuten Saettone genannt wird. Mein Begleiter war ein sehr naiver Bauer, der mich duzte, fast immer jedoch sich der bloßen Zeichensprache bediente, die ich nie in dieser Volksgemeinschaft gesehen hatte. Bald erreicht man das hochgelegene Dertchen Casaletto, ehemals ein Räuberneft, was mir mein Führer, indem er den Diebsgriff mit der Hand machte und rückwärts zeigte, zu verstehen gab. Der Weg geht nun ab und auf und in tiefe Bachschluchten hinunter; doch bleibt man immer auf dem Gebirge. Ein herrlicher Anblick bereitet sich nun vor, indes man um eine Felsencke herumbiegt. In majestätischer Ruhe lag das weitausgebreitete Meer, unter uns die längliche Felseninsel Dino, um die die Wellen mit leichtem Schaum anspülten; ihr gegenüber eine höchst malerische Gruppe von kahlen Felsen, zum Teil kleine Inselchen, auf dem größten derselben ein alter Wachturm, noch höher auf dem Berge lag ein schönes Kastell. Im Hintergrund aber sah man das Kap Palinuro und den herrlichen Golf von Policastro mit seinen theils schroffen, theils üppigen Ufern in einer magischen Beleuchtung. Der Weg führt nun ganz in den Meeressand hinab und zwischen jenen Felsen hindurch, deren Grotten das Meer durchspült. Ein schönerer Badeplatz ist kaum denkbar; doch hatte ich nicht Zeit, mich aufzuhalten.

4. Juli 1835. Lagonegro.

Bald steigt man wieder aufwärts und kommt an eine kleine Festung, worauf die Straße abermals ans Ufer hinabführt, in das kleine Dertchen Madonna della Grotta, von einem in einer Höhle befindlichen wunderthätigen Muttergottesbild so genannt. Die Hitze war groß, und wir ruhten uns in der Schenke aus. Dies war der letzte Ort in Kalabrien und auch die letzte billige Beche, wie es scheint. Wenigstens in Maratea und in Policastro stieß ich bereits auf die wohlbekannten neapolitanischen Spitzbühnereien.

Man reitet nun in dem ermüdenden Uferkies eine lange Strecke weiter und hat auch einen ziemlich reißenden Fluß zu passieren; dann

geht es steil an die Felsen hinan, auf einem halbsbrecherischen Pfade bis an die Gipfel des Gebirgs. Aber der Anblick des Meeres von solcher Höhe wird immer prächtiger, man sieht in der Entfernung Stromboli. Zuletzt gelangt man an eine einsame Kapelle, Madonna del Fiore, welcher mein Führer große Ehrfurcht erwies. Er kniete nieder und ließ sich von mir einen Gran geben, den er in die Kapelle hineinwarf. Von hier sowohl als vom nahen Telegraphen ist die Aussicht wundervoll. Man sieht mit einem Blick alle die Vorgebirge, die man den Tag über passiert hat, bis nach Diamante. Die Verwunderung scheint beinahe gesteigert, sobald man um die Ecke biegt und das Thal von Maratea vor sich sieht, das, mit Delbäumen und Südfrüchten, mit Klöstern und Landhäusern auf das mannigfaltigste besät, die größte Ähnlichkeit mit dem Piano di Sorrento zeigt. Aber wie sehr fühlt man sich getäuscht, sobald man das Städtchen selbst betritt. Es ist so unglücklich an einen Felsen angelehnt, daß es trotz seiner hohen Lage aller Aussicht entbehrt; dabei sind die Gassen dergestalt steil, eng und abscheulich, daß man sich in die unbehaglichste Stimmung versetzt fühlt. Der Menschenschlag jedoch, namentlich die Weiber, sind von der größten Schönheit. Zwei junge Leute redeten mich an, wovon der eine sehr hübsch war, und belehrten mich einigermaßen über das Vorkommliche. Das Wirtshaus war abscheulich und die Wirtin ein hohhaftes, unverschämtes Weib. Ich nahm für den anderen Morgen eine Barke nach Policastro, um den Golf zu sehen. Sie kostete mich vierzehn Carlino. Der Weg bis an die Marine hinunter ist sehr lang und äußerst beschwerlich. Der Golf zeigte sich in einer heiteren Morgenbeleuchtung, mit seinen theils schroffen und senkrechten, theils mit den üppigsten Südfrüchten bewachsenen Ufern. Einer der Matrosen, ein junger Mensch von neunzehn Jahren, war schön wie ein Gott. Als ich in Policastro ans Land stieg, nahm ich zuerst ein Seebad und ging dann in die Stadt, um dort zu Mittag zu essen, wenn man ein so karges Mahl ein Mittagessen nennen will. An einem Ort, wo die Natur alles hervorbringt, bekommt man nicht einmal Früchte zu kaufen. Policastro ist eigentlich nichts als ein Dorf, die Lage jedoch ausgezeichnet. Herrliche Delwälder ziehen sich längs des Meerufers hin, weiter oben gedeihen die schönsten Agrumen. Die Luft aber ist schlecht.

Auf der Heimfahrt ließ ich mich in Sapri ans Land setzen, ein Dörtchen in der üppigsten Gegend des Golfs; hier lag das alte Velia, von dem man noch mehrere Rudera am Ufer sieht. Die Rückreise war im übrigen sehr unglücklich, wir hatten widrigen Wind und kamen gar nicht von der Stelle. Am anderen Morgen, nämlich gestern, ritt ich auf

einem Maultier hierher, wo ich um elf Uhr Vormittags anlangte. Der Weg führt meist durch eine reizende Wildnis voll Eichenwälder und Kastanienwälder, zum Teil auch kahles Gebirge. Lagonegro liegt außerordentlich schön in einem Thale, das an die Schweiz erinnert. Der Schieferfels zeigt sich zum Teil schroff und abschüssig, zum Teil mit den herrlichsten Kastanien bewachsen. Ein Teil des Städtchens liegt auf einem eigentümlichen schroffen, terrassenartigen Felsenstück, das sich mitten im Thalgrund erhebt. Zu Spaziergängen ist diese Gegend sehr einladend; der Ort selbst ist schlecht gebaut, aber freundlich. Heute nacht werde ich mit dem Postwagen nach Salern fahren.

10. Juli 1835. Salern.

Seit dem Fünften dieses, abends, bin ich hier und hielt mich, um auszuruhen, einige Tage auf, da ich doch von Neapel aus nicht so leicht hierher komme. Es sind bereits fünf Jahre, daß ich nicht mehr in Salern war; es ist ein reizender Ort, freilich in der heißen Jahreszeit nicht sonderlich genießbar. Jedoch nahm ich jeden Abend ein Seebad. Die Gesellschaft im Postwagen war recht erträglich, die Gegenden sind meist anmutig, interessant das Dertchen Castelluccio auf einer hohen Felsen Spitze. In Eboli speisten wir zu Mittag. Hier habe ich in der Villa di Milano eine recht hübsche Wohnung gefunden und genieße die herrliche Aussicht auf den Golf und auf die Gebirge von Vietri.

9. September 1835. Neapel.

Ich habe diesmal Neapel nur kurze Zeit genossen; denn morgen werde ich abermals mit dem Dampfboot nach Palermo abreisen. Die Hoffnung, mich für diesen Winter in Sizilien besser beschäftigen zu können, und die herannahende Cholera, die bereits im südlichen Toskana ist und in Genua und Livorno furchtbare Verheerungen anrichtet, haben mich zu diesem Entschlusse gebracht. Eine solche Krankheit in dem schmutzigen und durch und durch überfüllten Neapel abzuwarten, war nicht ratsam. Den Sommer habe ich im ganzen recht angenehm verbracht; doch sind die Herbstregen so frühzeitig eingetreten, daß ich nur siebenundvierzig Seebäder nehmen konnte. Seitdem ist die Witterung so häßlich und unbeständig, daß ich mehrmals unwohl war und es auch jetzt wieder bin. Ranieri sah ich täglich, doch hat er während meiner Abwesenheit nicht die mindesten Fortschritte im Deutschen gemacht, vielmehr die Sache ganz liegen lassen.

13. Oktober 1835. Palermo.

Ich befinde mich nun seit mehr als einem Monat in Palermo, und wiewohl ich in vollkommener Einsamkeit lebe, so hatte ich doch wenig Langeweile. Die Hitze war übrigens bis jetzt noch immer so groß, daß man die Reize der Umgegend wenig genießen konnte. Ich ging des Morgens nach dem Frühstück bloß ein wenig in die Flora und brachte dann einige Stunden in der öffentlichen Bibliothek zu, die freilich schlecht bestellt ist. Ich las fast nur griechische Sachen und beschäftigte mich abwechselnd mit den *Analekten* von Brund, dem *Heyneschen Pindar*, dem *Thucydides*, *Athenäus*, *Suidas*. Gestern habe ich angefangen, *Mignets „Histoire de la révolution française“*¹⁾ zu lesen. Des Abends studiere ich den *Vigerus*²⁾, den ich bei mir habe, und lese die *Dionysiaca* des Nonnus, die *Selvaggi* auf mein Verlangen so gütig war, mir zu schicken. Mit dem letzten Dampfboote kamen der Landschaftsmaler Thöning, ein alter Bekannter, hier an und der Baron Rosenfeld, den ich von Neapel aus kenne. Es ist ein Bruder der Gräfin Reichenbach und vom Kurfürsten geädelt worden. Er reiste sogleich nach Messina ab, kommt aber wieder zurück. — Heute ist endlich Regen eingetreten, allein in den letzten Tagen stieg die Hitze zuweilen bis auf siebenundzwanzig Grad, und ich habe am 8. Oktober abermals angefangen, Seebäder zu nehmen. So habe ich sie nun bis einundfünfzig gebracht, denn jetzt ist es vorbei, der Herbst hat begonnen. Ich ließ mich in einer Barke bis ins Meer hinausfahren, denn an den Ufern kann man hier nicht baden.

28. Oktober 1835. Gelaß.

Ich entschloß mich schnell, Palermo zu verlassen, theils weil ich mit Kost und Wohnung wenig zufrieden war, theils auch weil die Bibliothek geschlossen wurde und es ohnedem hohe Zeit zum Reisen war, wenn ich es nicht auf die traurigste Jahreszeit verschieben wollte. Meine Absicht ist, den Winter oder wenigstens die Regenmonate in Syrakus zuzubringen, wohin ich mich jedoch mit aller Gemächlichkeit begeben. An meinem Geburtstag verließ ich Palermo; nie habe ich einen traurigeren verlebt. Es regnete den ganzen Tag über; ich fuhr zu Wagen nach Termini, wo ich zur Mittagszeit ankam. Der zweite Tag, den ich dort zubachte, war

¹⁾ Paris 1824 und in neuer Auflage 1833 erschienen.

²⁾ Vigier, Franç. (1591—1647), gelehrter Jesuit. Hier ist gemeint sein Werk „*De praecipuis graecae dictionis idiotismis*“, Paris 1627; neu herausgegeben von G. Hermann, Leipzig 1834.

leidlich, der dritte schön. Gestern reiste ich ab. Die Lage von Termini, einer freundlichen Stadt, ist außerordentlich reizend. Am Fuße des Calogero, nach dem Aetna der höchste Berg der Insel, bieten sich überall die herrlichsten Aussichten dar. Die vom Gebirge bis ans Meer herabziehende Stadt, deren Kastell auf einem malerischen Felsen thront, dessen Fuß sich ebenfalls bis ans Meer erstreckt, die schönen Küsten und Vorgebirge gegen Palermo zu, namentlich das Kap Zafferano, hinter welchem noch die palermitanischen Berge erscheinen; auf der anderen Seite der Calogero, der üppige Anbau der Hügel, der Thäler und Schluchten, mit echt sizilianischer Vegetation bedeckt, die malerischen Klöster und Landhäuser hie und da verstreut, geben eines der lieblichsten Bilder, deren diese Insel sich rühmen kann. Weniger zu loben ist der Weg hierher, den ich gestern auf einem Maultier zurücklegte. Hie und da bieten sich schöne Aussichten dar, besonders wenn man rückwärts blickt, großenteils aber ist er einförmig und sumpsig. Die Nacht trat ein, als wir ankamen, das heißt, es war sechs Uhr. Ich hatte den ganzen Tag großen Hunger gelitten, da ich nichts von Termini mitgenommen und mir nicht einbildete, daß auf einem Wege von vierundzwanzig Meilen nicht einmal ein Stück Brot zu haben sei. Allein man berührt gar keinen Ort, Roccella bleibt rechts auf einem traurigen Hügel liegen. Nur selten trifft man kleine Pächthöfe, deren Däsen gewöhnlich durch eine Palme sich auszeichnen, was Landessitte zu sein scheint. Hier habe ich als einzige Merkwürdigkeit die Kirche besucht, die Roger ex voto erbaute. Sie ist leider sehr verdorben. Bloß die Form des Mittelschiffs nebst den Säulen, auf denen es ruht, und ein Teil der Mosaiken im Chor sind erhalten. Letztere sind recht interessant. Im allgemeinen stimmte diese Kirche mit der von Monreale ziemlich überein. Sie lehnt sich beinahe an die steile Wand des ungeheuren Felsenblocks, von welchem Cefalù seinen Namen erhalten hat.

1. November 1835. Castrogiovanni.

Nach einigen Quersfahrten bin ich gestern nachmittag hier angekommen, wo ich in einem leidlichen Wirtshause mich ausruhe. In Cefalù machten die Leute, die überhaupt von etwas betrügerischer Natur zu sein scheinen, so unerhörte Forderungen, um bis Alimena zu kommen, daß ich zuletzt eine Gelegenheit ergreifen mußte, die, wiewohl etwas vom Weg ab, nach Ganci ging. Es war ein Kerl mit vier Maultieren, von denen er zwei zu meiner Verfügung stellte. Er reiste jedoch schon um ein halb vier Uhr des Morgens ab, und wir hatten lange im Dunkeln

durch steile und kotige Wege uns durchzuschleppen. Der Tag vorher in Gelsu war ziemlich heiter, aber sehr stürmisch gewesen, und ich habe das Meer selten in solchem Aufruhr gesehen. Der folgende war ebenfalls sehr windig, wozu noch häufige und heftige Strichregen kamen. Die Gebirgstäler, durch die wir kamen, als es Tag geworden, waren zum Teil anmutig und mannigfaltig. Castel Buono, das man zur Rechten läßt, hat eine schöne Lage. Noch ehe man aber Geraci, das sehr hoch auf einen Felsen gepflanzt ist, erreicht, verwandelt sich alles in eine öde Steinwüste von der traurigsten Art, wo alle Kultur aufhört. Das Wetter wurde nun unerträglich, Sturm und Regen anhaltend, der Rot bodenlos. In diesem Zustande erreichten wir endlich Ganci, ein scheußliches, unfruchtbares Nest, das sich an den schroffen Abhang eines Berges lehnt. Der Eintritt nun in das sogenannte Wirtshaus, nachdem ich die höchsten Häuser dieses babylonischen Turmes erklimmen, war keineswegs erfreulich. Kein Zimmer als die schmutzige Kammer des Wirts, kein Bett als das feine, keineswegs einladend. Indes machte sich die Sache besser als sie schien. Ich wärmte und trocknete mich an einem Kohlentopfe, und das frugale Mittagsmahl war genießbar. Den übrigen Teil des Abends (es regnete beständig) brachte ich mit Lesen zu; schlafen jedoch konnte ich nicht, wiewohl ich reinliche Bettwäsche erhielt. Das Lager aber war von den Wanzen längst in Besitz genommen. Den anderen Tag, denn zwei Nächte wollte ich um keinen Preis verweilen, (doch statt hierher) nahm ich mittels eines Umwegs ein Maultier bis Alimena, bloß neun Miglien entfernt; denn ich wagte nicht, des zweideutigen Wetters wegen, eine größere Tagereise zu unternehmen, und der Gasthof von Alimena war mir gerühmt worden. Dieses letztere mit Unrecht, denn er war kaum besser als der von Ganci, nur daß ich schlafen konnte. Der Weg von Ganci nach Alimena ist reizlos und unbebaut; auch die Lage von Alimena traurig und unfruchtbar, nur daß man von einem nahen Felsenberge ein herrliches Panorama von Sizilien genießt. Die Aussicht ist vollkommen frei; man erblickt dort den Calogero wie den Aetna, die Madonien wie die südlichen Gebirge dieser Insel. Bloß gegen Norden war es einigermaßen bewölkt. Zu Alimena kam ich in eine Weibervirtschaft, während in Ganci bloß ein alter Mann und sein Söhnlein mich aufgenommen hatten. Von dort bis Alimena hatte ich einen recht schönen Knaben zum Maultiertreiber; hier sieht die Nationalphysiognomie etwas saracenisch aus. Die Straße bis hierher ist größtenteils kahl, baumlos und wenig interessant. Priolo, wo wir etwas Brot und spanischen Pfeffer zum Frühstück einkauften (ich hatte einen ehrlichen

Bauern zum Führer) ist ein trauriger Ort. Erst bei Caltascibetta wird die Gegend reizender. Man übersteigt dieses wunderliche Felsenest, das ich von der Ferne schon vorigen Frühling gesehen hatte, und ich erblickte unten an der großen Heerstraße das Haus, wo ich damals ein so schlechtes Nachtquartier genossen hatte. Hier kamen wir bereits um die Mittagsstunde an. Wunderlich ist das ganz frei im Mittelpunkte der Insel liegende Castrogiovanni, eine ziemlich umfangreiche Stadt, auf diesen Felsen und seine Zwischenthäler umhergewürfelt. Sie enthält jedoch, die Aussicht ausgenommen, nichts Anziehendes, und es ist hier oben bedeutend frisch. Die Aussicht ist freilich außerordentlich, und ich konnte sie gestern, da die Luft vollkommen klar war, ganz nach Wunsch genießen. In seiner ganzen Majestät erscheint der Aetna, der besonders nahe herantritt. Gegen Süden zeigt sich der See der Proserpina; gegen Norden mannigfaltiges Grün der Hügel und Thäler und das Felsenest Caltascibetta. Doch zieht der schneebedeckte Riesenberg die Blicke immer am längsten an.

6. November 1835. Calatagirone.

Vorgestern morgen verließ ich Castro Giovanni, wo ich eigentlich länger zurückgehalten wurde, als mir lieb war, denn der Wind und die Kälte waren sehr empfindlich, und die Spaziergänge sind auf jener Höhe beschränkt. Die Wirtsleute waren übrigens besonders ehrlich. Der Weg nach Piazza führt am See der Proserpina vorüber und beinahe rings herum. Seine Ufer sind freilich jetzt sehr verödet, wiewohl er noch ein paar reizende Punkte hat, die mit Bäumen bepflanzt sind. Sonst ist von Bäumen auf dem ganzen Wege wenig zu sehen, und der Erdboden wird durchgängig sandig. Nur hie und da, außer den Disteln, an denen die sizilischen Einöden einen großen Ueberfluß haben, sah ich einige Zeitlosen mit gelber Blüte, die ich auch auf dem Felsenberg bei Alimena gefunden hatte. Bloß wenige Schritte, ehe man nach Piazza kommt, ein paar kleine Dasen ausgenommen, wechselt die Gegend, man wird durch ein Pinienwäldchen, durch reichen Cypressenwuchs und sonstige Fruchtbarkeit überrascht und sieht Piazza auf einem Hügel liegen, der sehr reizende Thäler beherrscht. Das Städtchen ist ziemlich solid gebaut, der Dom, auf dem Gipfel der Anhöhe, modern, aber stattlich. Auf einem Spaziergange, den ich nach Tisch machte, besuchte ich eine sehr schöne Villa, die einem dortigen Marchese gehört und allen geöffnet ist. Schöne Gänge von Cypressen und Lorbeeren, herrliche Eichen und hohe Buchshecken machen diesen Garten sehr anmutig, und gern hätte ich

einige Tage lang diese schöne Einsamkeit von Piazza genossen; aber der Gasthof war zu schlecht und das Bett zu schmukig, um es zwei Nächte hintereinander auszuhalten, wiewohl ich von meinem Fenster eine recht hübsche Aussicht hatte. Ich nahm daher gestern ein Maultier hierher, ein Weg, den man in vier Stunden zurücklegt. Anfangs ist er außerordentlich schön. Man hat beständig ein üppiges Thal zur Rechten, wo trotz des sandigen Erdreichs Wein, Oliven, indische Feigen in reicher Abwechslung wuchern; darunter verstreut stehen Pinien, die der Gegend erst ihren Charakter geben. Man fühlte sich im Süden, die Bäume hatten noch ihr Laub, und von der Kälte von Castro Giovanni war nichts mehr zu verspüren. Später wird es freilich wieder öder, doch nie zur völligen Wüste. Der Boden nimmt sodann einen lehmigen und freidigen Charakter an, der weniger fruchtbar ist als der Sand von Piazza. Der Berg, auf welchem Caltagirone liegt, ist gegen Norden, wo man ihn ersteigt, vollkommen kahl, die Stadt breitet sich jedoch auf dem südlichen Abhange aus, so daß man derselben nicht eher ansichtig wird, als bis man sie wirklich erreicht hat. Sie ist für Sizilien gut gebaut und hat stattliche Gasthöfe, auch ein großstädtischeres Ansehen als Castro Giovanni, obwohl es, wie es scheint, kleiner ist. Hier und da genießt man recht hübsche Ansichten, doch ist die Lage weniger schön als die von Piazza, und für den Sommer fehlt es gänzlich an Schatten. Dialekt und Gesichtser sind weniger roh als in Castro Giovanni; doch sieht man viel verschmigte und unangenehme Physiognomien. Die sizilianische Schönheit scheint überhaupt nur in Palermo und dessen Umgegend zu Hause zu sein.

13. November 1835. Syrakus.

Vorgestern bin ich hier angekommen, um meine Winterquartiere zu beziehen, die jedoch, wie ich fürchte, etwas langweilig oder doch unbehaglich ausfallen werden; denn man ist hier in der That von der ganzen Welt abgeschieden. Einen guten aber unerschwinglich teuren Gasthof mußte ich verlassen und befinde mich nun zwar in einem anderen ziemlich erträglich, aber doch keineswegs so wie ich wünschte. Ich bezahle des Tags für Wohnung und Kost acht sizilianische Taxis. Diese Unterkunft verschaffte mir Don Mario Landolini, ein hiesiger Adeliger, an welchen ich einen Brief von Schulz hatte. Dieser Don Mario ist ein alter Mann von außerordentlicher Güte und Gefälligkeit, aber was den Umgang betrifft, leider ein wenig taub, und wiewohl der gelehrteste Mann in Syrakus, keineswegs frei von der allgemeinen sizilianischen

Unwissenheit, wie denn dies in einem Lande, wo es weder Bücher noch Zeitungen gibt, nicht anders sein kann. Er glaubte unter anderem, Bayern werde von der Familie Poniatowski beherrscht. Bei ihm lernte ich den Präsidenten Nvolio kennen und einen Poeten aus Teramo, Namens Benjamino Ippoliti, der wegen politischer Rücksichten hierher verbannt wurde. Er weiß freilich auch sehr wenig.

Nun etwas von meiner Reise. Ich blieb noch ein paar Tage in Calatagirone, da ich keine Ursache zur Eile hatte, wovon ich mich hier um so mehr überzeugte. Dort sah ich unter anderem noch einen ausnehmend schönen jungen Mann; als ich mich aber erkundigte, war es ein Palermitaner. Am Neunten früh reiste ich ab. Man steigt in ein sanftes und angebautes Thal hinunter und behält den Aetna zur Linken, der auf der Südseite bedeutend weniger Schnee hat oder wenigstens hatte, denn von hier aus gesehen scheint er abermals winterlicher. Auf einem angenehmen Spazierritte gelangte ich nach Palagonia, ein ziemlich trauriges Nest auf einer Anhöhe. Dort ruhte ich etwas aus und aß mit meinem kleinen Maultiertreiber zu Mittag, wobei ich jedoch in einer elenden Kneipe eine bessere Küche fand, als ich in Palermo genossen hatte. Der Weg bis Lentini ist bedeutend öder, aber gleichfalls vollkommen eben, die einzige ebene Tagereise, die ich bis jetzt in dieser gebirgigen Insel gemacht habe. Der Erdboden wird jedoch sehr sumpfig, je näher man Lentini kommt, das man schon von fern am Abhange eines Hügels liegen sieht. Der die Gegend verpestende See, an dem man vorbeikommt, ist völlig reizlos, die Lage der übrigens recht freundlichen Stadt, wenigstens die höher gelegenen Teile, ziemlich hübsch. So namentlich das am höchsten gelegene Kapuzinerkloster, wo man Felsenhügel, Schluchten und Grotten, alle dicht mit Kaktus bewachsen, über sieht. In jener Klosterkirche befindet sich ein großes Bild von Tintoretto, aber keines seiner besten, doch für Sizilien immer eine Seltenheit. Wir kamen mit untergehender Sonne an, und ich blieb den folgenden Tag, besuchte auch einen alten Herrn Namens D. Pasquale Sello, der eine hübsche Sammlung sizilianischer Münzen besitzt. Da er mir jedoch alle Stück für Stück zeigen wollte, so reichten meine Augen nicht hin, und ich empfahl mich.

Den nächsten Tag, es war gerade Sanct Martin, ging es hierher. Es sind bloß vierundzwanzig Miglien; aber nie ist mir ein Weg in diesem Grade langweilig vorgekommen; er bleibt auch öde und traurig, bis man Syrakus erreicht. Das Meeresufer, das man sehr spät erreicht, ist vollends steinig und abscheulich. Sonst hat man lauter Gebirge, aber

kahl und verlassen, nur hie und da kleine Dasenthäler, die bebaut sind. Bloß an einigen Stellen sind mächtige Gebüſche von Maſtir, der einen heftigen Geruch aushauchte, denn es war um die Mittagsſtunde bedeutend heiß. Einmal warf mich auch das hochbepackte Maultier ziemlich unſanft vom Sattel. Doch kam ich mit heiler Haut davon. Hier angelangt und durch die hohen Preiſe des Gaſthofs ſehr übel geſtimmt, da ich einen ſicheren und dauernden Ruheplatz zu finden gehofft hatte, ging ich noch denſelben Abend, zerlumpt und ſchmutzig, wie ich war, zu D. Mario, der mich, wie ſagt, ſehr liebeich empfing

Hiermit brechen die Aufzeichnungen der Tagebücher ab. Am 22. November erkrankte Platen ſchwer und am 5. Dezember hauchte er in den Armen des zu ſeiner Pflege herbeigeeilten Don Mario ſein Leben aus. Ein offizieller Brief des öſterreichiſchen Konſuls in Syrakus an ſeinen Amtskollegen in Palermo berichtete über des Dichters letzte Stunden. Ausführlichere Nachrichten von Schulz und Haller in Neapel an die Gräfin Platen und an Schelling folgten. Auch Landolina hatte ſich mit der Mutter des Dichters in briefliche Verbindung geſetzt. Dieſe, ſowie die auf den Nachlaß Platens bezüglichen Briefe werden in den Miſ. Mon. Nr. 70 aufbewahrt. Sie bilden die authentiſche Darſtellung von des Dichters Ende.
